

Vor lang vergangener Zeit, da herrschte ein König in einem fernen Land, der hatte vier Töchter und eine war reizender, als die andere.

Die Älteste hatte Locken, beinahe so golden, wie der Schein der Kerze, der in späten Nächten die Hallen des Thronsaals erleuchtete und sich spiegelte in den alten Statuen vergangener Herrscher.

Ihr Lachen brachte die Sonne, den Regen ihr Lächeln und ihre Stimme den Segen, sodass die Felder in üppiger Ernte erblühten. Jahr für Jahr und kein einziger je den Hunger erleiden musste.

Sie war von einem Wesen so rein, wie es sonst nur ein Kind haben konnte, so unverkommen und unverfälscht, als wäre ihm nie etwas Schlechtes begegnet und ihre Augen so blau wie die Kornblumen, die am Rande der Weizenfelder verblühten, wenn sie mit den üppigen Ähren nickend im sanften Zephyrwind das Ende des Tages begrüßten.

Es gab weder Hunger, noch Mangel. Arbeit nur solche, die zwar den Geist beflügelte und das Gemüt besänftigte, nicht jedoch die Knochen abnutzte und das Leben verbrauchte.

Die Wiesen und Weiden, die Feigen und Fichten, gehörten allen und jedem, so wie das Licht der Sonne und der Glanz des Mondes.

Missgunst war ihnen fremd, Gewalt nicht weniger und wo es keinen Verrat gab, da musste nie ein Richter seines Amtes walten.

Der Hof lebte in Frohsinn und Unbeschwertheit. Einklang und Harmonie.

Doch das tückische am Glück war, dass es nie von Bestand war und was kam, das kam und es geschah, ohne dass man wusste, warum es das tat.

Eines Tages wurde die älteste Tochter krank. Schwäche ergriff ihre Glieder, Schmerzen ihren Leib und Ohnmacht ihren Verstand.

Der König lies Männer von weit, weit her holen. Boten ritten in ferne Länder, über Meere und Gebirge und holten die besten Ärzte, die man kannte.

Schamanen weilten im Hof, Alchemisten. Heilkundige, die behaupteten von den Göttern gelernt zu haben.

Nymphen und Dryaden, die Essenzen mischten und Arien sangen, die die ewigen Bäume ihnen zugeflüstert haben.

Doch niemand konnte dem Mädchen helfen und nachdem die Dürre, zehrend wie ein Fieber, alle Pflanzen verdorrt hatte, Felder und Flüsse brach lagen, sodass selbst das Wild, das auf den immergrünen Weiden gegrast hatte, Hunger litt und in die hohen Berge zog, da geschah es, dass die Sonne verschwand, als sie ihr Haupt senkte und goldener Schein sich ein letztes Mal auf das weiße Bett niederlegte.

Man trauerte in ewiger Nacht, der Mond schien auf ihre gesenkten Häupter, doch brachte er keine Wärme, sondern nur den Schatten auf dem Boden.

Schon bald brach der Winter über das Land herein, das noch nie Kälte gelitten hatte. Eine Krone aus schimmernden Silber, beinahe gleich den Sternen unter dem dunklen Himmelszelt, verziert mit geflochtenen Eiben und Zypressen, um der Schwester zu gedenken, trug das Mädchen.

All die Menschen, die nun Bauern waren und Hirten und Müller und Schmiede, die sanken auf ihre Knie, und Gesang, beinahe so lieblich wie der der Vögel, die

verschwunden waren, erfüllte zum ersten Mal wieder die Stille, als sie zwischen ihnen vorbeiging, mit nackten Füßen über den Schnee.

Und auch als ihre Sohlen brannten, als sei sie durch Feuer gegangen und ihre Zehen schwarz waren und taub, blieb sie stehen, während der Vater ihr die Krone auf das feine Haar setzte.

Und als ihre Tränen auf das kalte Weiß fielen, so soll es geschmolzen sein und die ersten Vögel sollen ihre Schwingen über den nackten Wäldern ausgebreitet haben, als sie ihren Klagegesang gen Himmel schickte und das Volk mit ihrem trauernden König mit einstimmte.

So brachte Trauer den Frühling, auch wenn er nur wenige Monde anhielt.

Auf diesen folgte ein trockener Sommer, ein unbeständiger Herbst, der mal die Sonne, mal Stürme brachte, die die spärlichen Behausungen verwüsteten und die Ernte zunichte machte.

Und letztendlich kam wieder der Winter, mit all dem Schnee und all dem Eis und all der Kälte und der Dunkelheit, die die Menschen daran erinnerte, dass die Götter keine Märchen erzählten.

Und sie fürchteten sich, ja fürchteten sich vor der Kürze des Frühlings und der Hitze des Sommers und dem Wüten des Herbstes und dem Frost des Winters. Sie fürchteten sich, bis der erste sagte: „Jetzt werden wir erwachsen, denn sonst werden unsere Kinder es nimmermehr.“

Und im Grunde war es einfach und simpel, so wie ihre Gemüter gestrickt waren, so strickten sie Kleidung, damit sie nicht erfroren.

Je kürzer die Tage wurden, desto mehr Fichten fällten sie, je länger der Winter wurde, desto mehr ernteten sie im folgenden Herbst.

Im blühenden Frühling jedoch, nach einem langen und bitterlichen Winter, da kam der erste und der sagte:

„Dies ist mein“

„Und wie die Hacke in meiner Hand mir ist, die die Erde pflügt und den Samen pflanzt, so ist auch die Erde mir und die Saat.“

Trauer ergriff die Prinzessin, als sie dies hörte, es verdarb ihr Gemüt die Menschen zu sehen, Feldvermesser, Mauererbauer.

Wo früher eine Familie Seite an Seite auf dem Felde die harte Erde gepflügt hatte, da sensten nun Männer Reih´um Reih´ den Weizen, um in später Nacht den Lohn zu erhalten, um das Brot für Frau und Kind zu beschaffen, da sie selber keine Weizensaat besaßen.

Und es brauchte nur einen weiteren Winter, bis der Mensch begriff, dass es nützte immer mehr zu produzieren, als man hatte und das dies am besten dann gelang, wenn die Abhängigkeit eines anderen Mannes, diesen dazu zwang, die Hacke des ersteren in die Hand zu nehmen.

Bei Nacht schritt sie erneut über Schnee und Eis, alleine jedoch und sie war still.

Da war ein Fluss, der das Wasser hütete, dass das Königreich nährte und der es teilte in die, die Felder besaßen und die, die Felder bewirtschafteten.

Nackt stieg sie hinab in das schwarze Wasser, das ihre Knöchel umspülte, bald ihre Waden, die Knie und schließlich die Kehle.

Sie sah hinauf in den Himmel und hoffte, dass er für ewige Zeit alleine den Göttern gehören würde.

Den Leichnam fand man viele Monde später erst.

Bei der Hetzjagd.

Das Blut pochte in ihren Ohren. Der Wald vibrierte im Takt unter den Hufen der Pferde, wenn sie die Böschungen hinauf preschten.

Still ist der Wald, bis das Horn ertönte und kurz danach ein Fasan kreischte, ein Eber schrie.

Finger zitterten, verheißungsvoll, angespannt, wenn Furcht und Erregung eine unheilvolle Leidenschaft erzwangen.

Ein junger Hirsch röhnte, als ihr Pfeil seine Flanke streifte. Äste peitschten ihr in das Gesicht, Ranken zerkratzten ihre Arme, während sie ihrer Stute die Sporen gab, durch das Labyrinth der Bäume jagte.

Fest saß sie im Sattel, Knie gespannt, leise summte der Pfeil, als sie die Finger öffnete und er scharf die Luft zerriß, beinahe flimmernd in der untergehenden Sonne, als wäre er entflammt worden.

Doch sie traf nicht und plötzlich stand sie auf einer Lichtung, die sie kannte und im Bachufer sah sie eine Gestalt, die sie hoffte, nie gesehen zu haben.

Die Rufe der Männer, die sie umgeben hatten, das Wiehern der Pferde, das Bellen der Hunde, sie schien taub zu geworden zu sein und weil jeder Augenblick so schrecklich schmerzte glaubte sie, die Zeit sei stehen geblieben.

Sie glitt vom Sattel, ihre Stute schnaubte, Schaum hing ihr an Maul und Brust, die Nüstern zitterten und in der Dämmerung stach das Weiß ihrer aufgerissenen Augen deutlich heraus.

Der Schmerz, der sie beim Anblick der toten Schwester ergriffen hätte, bei weitem schlimmer, als der Pfeil der tief in ihre Schulter eindrang, dort wo Brustpanzer und Schulterplatte aufeinanderstießen.

Das Tier scheute, als sie fiel, doch sie sah die Hufe nicht mehr. Nur noch den Schatten, der sich aufbäumte und die ersten Sterne der Abendröte.

All die Männer, die mit ihr geritten waren, all die jungen Männer, Söhne von wohlhabenden Familien, reichen Händlern, erfolgreichen Kriegsunternehmern, die umrangen die gefallene Prinzessin.

Sie brachten sie auf einer Trage zu dem Vater, ein Tuch bedeckte ihr Gesicht.

Die vor Erregung geröteten Wangen, scharfen Augen, die krumme Nase, die zu oft bereits gebrochen worden war, als das sie je wieder hätte gerade wachsen können.

Das rostrote Haar, ähnlich dem Fell eines Fuchses, das sie am Sattel ihrer Stute festgebunden hatte, gebunden in einen strengen Zopf.

Alleine die Rüstung war ihm geblieben, Bronze, geschmiedet in heißer Glut, ein Akt der Kunst, doch auch der hatte sie nicht retten können, vor der Rohheit ihres Wesens.

Die jüngste Tochter trug keine silberne Krone und keine bronzenes Gewand. Sie trug einen verdorrten Lorbeerkrantz auf dem Haupt. Die Dornen verworren mit den Strähnen ihres aschblonden Haares.

Ein eisernes Schwert in der Hand, die Faust fest umschlossen, doch die Knöchel aufgeschlagen.

Ihr Stimme ist heiser und rau von all den Kämpfen, all dem Rennen, all den Schlachtrufen, kaum mehr zu unterscheiden von dem Heulen der Wölfe, dem Brüllen der Löwen.

Sie geht, stolz, einen Schritt vor den anderen setzend, durch die Reihen der Krieger, der Söldner, die den Blick senken beim Anblick ihrer Prinzessin, ihrer Herrin, ihrer Geißel.

Und wenn die Sonne untergeht, ihr letztes Licht die Welt in Blut badet, dann geht sie wieder, langsam, einen Schritt vor den anderen setzend, denn sie schmerzen so sehr, sind so wund und verschlissen, durch die Reihen der Männer, der Vertrauten, der Feinde, der Leichen vorbei an den Kadavern toter Pferde, toter Hunde, toter Menschen.

Einen Schritt vor den anderen, denn sie schmerzen so sehr, ihre Füße, ihre Kehle, ihre Glieder, ihr Körper so müde vom Marschieren, vom Kämpfen und Schreien, so ausgezehrt, so ausgemergelt vor Hunger, vor Durst. Durst nach Blut, nach Rache, nach Macht, nach Frieden (oder war es Erlösung? Sie weiß es nicht mehr).

Sie ist blind, denn ihre Augen haben zu oft in den Kern der Sonne geblickt.

Sie ist taub, ihre Ohren bluten, denn alles, das sie hört ist das ewige Beben der Kriegstrommeln und ihr Kopf schmerzt davon, schmerzt so sehr, dass alles, das sie tun möchte ist, sich niederzulegen.

Und doch geht sie, setzt einen Schritt vor den anderen und die Erde unter ihren Füßen verbrennt, jede Blume, die sie berührt welkt, jeder Samen wird unfruchtbar.

Und sie ist müde, so müde, sie will atmen, doch das kann sie nicht, denn die Luft ist heiß und trocken und schmutzig, von all dem Staub, den die Heere aufgewirbelt haben, ein ewiger Sturm, der sich nicht legt.

Sie will das es endet. Und dann fällt sie, stolpert, setzt nicht mehr einen Fuß und den Anderen und fällt, doch trifft den Boden nicht. Sie kann nicht gehen, dass weiß sie.

Sie kann nicht stehen, dass weiß sie auch, denn jeder Muskel ist gezehrt, jeder Knochen gebrochen, ihre Haut verbrannt, ihre Sinne geraubt und ihr Verstand betrogen, willenlos gemacht, ohnmächtig.

Vergiftet, ihre Seele.

Ihr Vater, der König, der fängt sie, hält seine Tochter, die letzte seiner Töchter in den Armen. Sie lächelt ihn an und er will es nicht mehr sehen, dieses Grinsen, makabre Maske, die das Gesicht seiner Tochter, seiner letzten Tochter bedeckt.

Sie sinken auf die Knie gemeinsam und er hält ihr Gesicht zwischen seinen Händen. Streicht eine Träne aus dem Augenwinkel, eine Strähne hinter das Ohr.

Die bläulichen Lippen einen Spalt geöffnet hustet sie und würgt und keucht, dunkles Blut rinnt zäh ihren Mundwinkel herab.

Die Augen weit aufgerissen, die Pupille starr gen Himmel gerichtet, die Adern platzen und ihre Sklera färbt sich so purpurn.

In tausend Splitter zerspringt die Maske, als sie auf den Boden fällt, und in der untergehenden Sonne funkeln sie in allen erdenklichen Farben.

Vor langer Zeit da lebte ein König, der hatte den Tod jeder seiner Töchter mitansehen müssen, ein jeder grausamer als der andere.

Er herrscht mit kaltem Eisen in der Hand, denn er muss regieren.

Trägt einen bronzenen Harnisch um den Leib, aus Furcht, denn der Wahnsinn lässt ihn den Verrat in den Augen seiner Getreuen sehen.

Die silberne Krone auf dem strähnigen Haar, denn sie glänzt und funkelt im Mondlicht und sie sagt: „Dies ist mein, dein ist keins.“

Und er sitzt auf einem goldenen Thron, denn Gold ist alles, was er noch begehrt, so sehr begehrt, dass Sklaven von der Erde verschlungen werden, wenn sie aus ihren tiefsten Gedärmen entreißen.

Der irre König, der nun weder Töchter, noch ein Volk hat, sitzt bei weilen nachts auf seinem blutbefleckten Thron und sieht durch das zerstörte Dach in den schwarzen Nachthimmel.

Das einzige, das immer war und immer ist.

Und da sieht er eine Anhäufung von Sternen, eine Konstellation, größer, als die meisten anderen. Und auch wenn er nicht mehr weiß, an wenn es ihn erinnert, so weiß er doch, dass es da ist und immer bleiben wird.

Denn auch wenn sein Reich zugrunde geht, werden die Sterne nicht vom Himmel fallen.

Von: Nina Heinrichs